Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

Band: 79 (1985)

Heft: 11

Artikel: Über Schule und Politik, über die Zweigeteiltheit der Welt und über Frauen als Vorbild

Autor: Jegge, Jürg

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-143222

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Jürg Jegge

Über Schule und Politik, über die Zweigeteiltheit der Welt und über Frauen als Vorbild

Ja, liebe Zuhörerinnen, ich weiss, der Titel ist etwas verwirrend. Ursprünglich hiess er anders, nämlich: «Lehrer sind wehleidige Sadisten.» Aber darüber kann man eine Viertelstunde lang herrlich schwärmen, und dann wird's fad. Einen ernsthaften Vortrag gibt das nicht her. Ich musste also das Thema ausweiten, mich selbst und die Welt miteinbeziehen. Ich hoffe, dass das Ergebnis etwas klarer ausgefallen ist als sein Titel.

Allerdings ist Klarheit etwas sehr Relatives. Aber wem erzähle ich das? Was für die Firma Maggi «Klare Suppe» heisst, ist für einen Biofreak schlichte Gewässerverschmutzung, für meine Grossmutter war es «Fuuli-Wiiber-War». Aussagen über irgend etwas lassen sich nicht trennen von dem, der sie macht. Und das ist auch der Grund, weshalb ich im folgenden ziemlich viel von mir selber berichten werde, nicht aus Selbstverliebtheit, nicht, weil ich mich als das Mass aller Dinge betrachte, sondern weil ich den Zusammenhang zwischen mir und meinen Aussagen durchsichtig lassen möchte. Dieser Zusammenhang wird nämlich meist verschleiert. Die meisten Menschen tun so, als wäre das, was sie sich so denken über Schule, über Politik oder – eben – über die Welt, direkt vom Himmel in ihr Hirn geplumpst.

Werdegang eines «linken Lehrers»

Zunächst möchte ich Ihnen erzählen, wie ich das wurde, was man bei uns einen «linken Lehrer» nennt. Vor gut fünfzehn Jahren unterrichtete ich in Embrach an der Oberstufe, dann an der Sonderklasse. Ich glaube, ich kann sagen, dass ich meine Schüler weitgehend unbehelligt liess. Es gab weder Strafarbeiten noch Hausaufgaben, Zeugnisnoten wurden in Zusammenarbeit mit dem Betroffenen festgelegt, Lehrstoff mit der ganzen Klasse vorbesprochen und in Gruppen erarbeitet. Ich selber versuchte, den Schülern eher so etwas wie ein älterer Bruder zu sein und mich in der Lehrerrolle möglichst klein zu machen. So wurde ich angreifbarer, der Schulbetrieb wurde bedeutend weniger betriebssicher, die Kinder, die mich so nicht als übermächtige Autorität erlebten und dadurch die kleine Welt der Schule als veränderbar begriffen, begannen Mut zu fassen, sich freizustrampeln – und ich galt bald einmal als schlechter Lehrer, eben, als unzuverlässiger Betriebsleiter eines Schulbetriebs. Mehr und mehr kam ich in die Lage, mich erklären, ja wehren zu müssen, hauptsächlich und immer wieder bei meiner Embracher Schulpflege.

Ich hatte für mein Verhalten zwei Gründe, einen persönlichen und einen pädagogischen, ich führte jeweils nur den pädagogischen an. Ich war der Ansicht, dass der Mensch dann gut lernt, wenn er sich wohl und sicher fühlt, dass also Lernen an verschiedene gar nicht selbstverständliche Voraussetzungen gebunden ist, die es erst einmal zu schaffen gilt, eine Ansicht, die sich in meiner Schularbeit fast täglich bestätigte. Mein zweiter – persönlicher – Grund war, dass ich an mir selber oft genug erlebt hatte, wie unmöglich es ist, ein auch nur einigermassen fehlerfreier Mensch zu sein, und dass ich mir verlogen vorkam, so etwas von meinen Schülern zu verlangen.

Was ich nicht hatte, waren politische Gründe für mein Verhalten als Lehrer. Aber genau die wurden mir jetzt unterstellt. Es häuften sich nächtliche anonyme Telefonanrufe: «Du verdammter Kommunist, dir werden wir den Hals schon umdrehen!» Schulpfleger sagten zu mir: «Sie erziehen Ihre Schüler zu Pflasterstein-Werfern», und es gab Kollegen, die mir rieten: «Ihr solltet endlich begreifen, dass die Politik in der Schule nichts zu suchen hat.» Ihr – das hiess: du und deine Genossen, obwohl meine damaligen «Genossen» meist völlig unpolitische Kammermusiker waren.

Nun ist «Kommunist» bei uns eher eine Bezeichnung für Ungewohntes. Kommunisten sind Menschen, die über die Witze im «Nebelspalter» nicht lachen müssen, den Sinn der Schweizer Armee in Frage stellen oder andere Vorstellungen von der Rolle der Schweizer Banken im Ausland haben als diese selbst. Das wusste ich natürlich auch. Und trotzdem begann ich mich dafür zu interessieren, was ich, wenn schon, als «Linker» für eine Meinung zu vertreten hätte. Ich las Bücher, redete viel mit Leuten, auch und immer wieder mit solchen, die sich als meine «Gegner» bezeichneten. Ich glaube, dass diese Jahre mich stark geprägt haben. Ich wurde zwar nicht zum Kommunisten. Dafür war mir vieles zu autoritär, roch zu sehr nach stets wiederholbaren Glaubenssätzen – und ausserdem gab's auch hier all die Schweinereien, wie sie immer vorkommen, wenn Glaube bei Ungläubigen durchgedrückt werden soll: Verleumdung, Ausstossung, Gewalt in allen Formen. Aber es wurde mir klar, wie eng meine Arbeit als Lehrer mit gesellschaftlichen Zuständen zu tun hatte. Ich habe diese Zusammenhänge in meinem Buch «Dummheit ist lernbar» zu beschreiben versucht. Das Buch wurde ein Erfolg und bewirkte, dass ich mich nicht mehr pausenlos wehren musste, denn ein erfolgreicher Linker hat rechter als ein erfolgloser Linker.

Sadismus in der Schule

In jenen Jahren lernte ich die Schule von einer ganz anderen Seite kennen. Ich selber hatte als Schüler keine nennenswerten Schwierigkeiten gehabt, oder besser gesagt: Ich hatte meine Schwierigkeiten immer durch Erfolge auf anderen Gebieten einigermassen ausgleichen können, was sich ja auch daraus ersehen lässt, dass ich schliesslich Lehrer geworden bin. Nun aber lernte ich, die Schule mit den Augen meiner erfolglosen, gedemütigten und verängstigten Schüler zu sehen. Da gab es eine Lehrerin, die ihren Schülern befahl, die Schul-Stühle mit nach Hause zu nehmen – zum Gelächter des ganzen Schulhauses –, weil ein paar dieser Schüler während der Schulstunde mit den Stühlen «gegaagelet» hatten. Es gab auch sonst Kollektivstrafen aller Art. Ich selber hatte, als ich noch kein schlechter Lehrer war, auch hin und wieder eine Kollektivstrafe erteilt und eigentlich stets gute Entschuldigungsgründe dafür gewusst. Jetzt lernte ich sehen, was eine solche Strafe, was die Situation, die eine solche Strafe jederzeit möglich macht, anrichtet in der Seele dessen, der ihr nichts entgegensetzen kann. Ein solcher Schüler bekommt das Gefühl: «Es genügt nicht, dass ich nichts anstelle und mir Mühe gebe, ich kann auch gestraft werden, wenn irgendein anderer etwas angestellt hat», ein Gefühl des totalen Ausgeliefertseins.

Dann gab es Lehrer, die gingen manchmal mit ihren Schülern auf eine Weise um, dass ich den Eindruck hatte: So etwas kann sich nur ein krankes Hirn ausdenken. Da liess einer seine Schüler zur Strafe mit dem kleinen Wüscherli den grossen Schulhausflur kehren, ein anderer stellte eine stotternde Schülerin wegen ihres Stotterns vor der ganzen Klasse bloss, wieder einer gab seinen schlechten Schülern soviele Ohrfeigen, wie diese im Diktat Fehler gemacht hatten, alles Fälle von gewissermassen klinischem Sadismus, ich könnte noch eine ganze Weile so weiterfahren.

Liebe Zuhörerinnen, wenn es nicht absolut unüblich wäre, einem Vortragenden ins Wort zu fallen, hätten schon längst ein paar von Ihnen gesagt: «Aber das sind doch Einzelfälle! Man kann doch nicht einfach sagen, die Lehrer seien so!» Da bin ich vollkommen einverstanden. Ich glaube im Gegenteil, dass die Lehrer in ihrer Mehrzahl nicht sadistisch sind, dass sie sich redlich plagen mit ihrer Schule, mit ihren Schülern und überhaupt. Auch unter meinen Embracher Kollegen waren solche, die wirkliche Kollegen, ja Freunde wurden. Aber zwei Dinge muss ich schon dazu sagen:

Zum einen ist der Übergang von Sichredlich-Plagen zum Sadismus fliessend – vielleicht gerade deshalb, weil beide Male «geplagt» wird. Manch ein Gelegenheitssadist merkt erst später, wenn überhaupt, dass er einer war, während sein Schüler das natürlich sofort zu spüren bekommt. Oft staunte ich, dass Kollegen, die ich schätzte, von ihren schwachen Schülern ganz anders erlebt wurden.

Zum zweiten sind diese Einzelfälle doch recht häufig. Beinahe jeder Mensch, den ich kenne, weiss solche Beispiele zu berichten, die er freundlich als Einzelfälle bezeichnet. Aber überlegen Sie sich anhand der Einzelfälle, die Sie kennen: Hat einer von diesen Kollegen aus diesem Grund seine Stelle verloren, oder sind ihm auch nur ernsthafte Schwierigkeiten gemacht worden? Ich kenne keinen. Es sei denn, man wolle die Reklamation einzelner Eltern und eine diesbezügliche Anfrage des Schulpräsidenten beim Lehrer als ernsthafte Schwierigkeit bezeichnen, was so ein «Einzelsadist», wenn es einmal vorkam, mit einer gewissen Wehleidigkeit auch tat: Er redete im Lehrerzimmer von nichts anderem mehr, schlief nachts schlecht, mochte oft nicht mehr essen usw. Von seinen Schülern allerdings redete er dann bedeutend weniger oft.

Ich musste mich, vor Erscheinen meines ersten Buches, dauernd rechtfertigen, mehr als einmal mit meiner Nichtwiederanstellung rechnen, weil ich, wie man mir sagte, «zu lieb» mit den Schülern sei. Die sadistischen Einzelfälle unter meinen Kollegen blieben unbehelligt. Offenbar wurde ihr Tun als durchaus im Bereich des Normalen liegend, allenfalls als begreiflicher Ausrutscher empfunden, und in diesem Sinne ist der Satz «Lehrer sind wehleidige Sadisten» eben doch keine Verallgemeinerung. Woran liegt das? Wir wollen die Frage noch offen lassen.

Warum macht man den Lehrern, die «zu lieb» mit den Schülern sind, mehr Schwierigkeiten als den Sadisten?

«Und wo bleibt das Positive?» Sehen Sie, ich halte den Versuch, die Welt zu verstehen, indem man sie in Positives und Negatives aufteilt, für untauglich. Unsere Welt ist längst so kompliziert geworden, dass Dinge, die einmal positiv gedacht waren, sich unheimlich negativ auswirken. Wie haben wir uns als Kinder gefreut, wenn wir auf einer breiten und neu asphaltierten Strasse Velo fahren durften – und heute sehen wir, dass jene Strasse ja nur Teil einer Verkehrslawine war, die für Kinder das Velofahren lebensgefährlich werden liess. Wie haben wir uns als Schüler begeistert, wenn man uns von der friedlichen Nutzung der Atomenergie erzählte – und heute stehen wir einigermassen ratlos vor den Atomkraftwerken und wissen nicht, wem wir jetzt glauben sollen, denen, die uns erklären, wie ungefährlich so etwas ist, oder denen, die uns das Gegenteil beweisen.

Ich habe dieses Problem übrigens auch als Liedermacher. Wenn ich auf einer Alp sitze und die Betonmaschine besinge, die diese Alp mit Spekulationsbauten versaut, bin ich «negativ». Ich kann natürlich auch die Alpenblumen besingen. Ich habe zwar durch diese Bauerei jedes Jahr weniger Alpenblumen zum Besingen, aber ich bin «positiv».

Nein, die Einteilung positiv/negativ ist zum Begreifen unserer Welt untauglich

geworden. Geblieben ist unser Bedürfnis, die Welt zweizuteilen, einen ganz einfachen Raster zu haben, um überhaupt etwas zu begreifen.

Natürlich müsste man jetzt sagen: Heute weiss man, dass ein Raster die Wirklichkeit niemals erfasst; man hat gelernt, wie relativ alles ist, und man versucht halt, in der grossen Unsicherheit zu leben, mit der einzigen Sicherheit, dass es keine Sicherheit geben kann. Das kann man aber nur sagen, wenn man einigermassen ausgeschlafen, nicht übermässig betrunken und auch sonst nicht allzusehr unter Druck ist.

Die meisten Menschen, die ich kenne, sind ganz froh um einen einfachen Raster, den sie in ihrem geistigen Notgepäck mitführen, um ihn hervorzuholen, wenn sie ins Schwimmen geraten. Ich denke, dagegen ist nichts einzuwenden, solange man nicht den Raster für die Wirklichkeit hält. Die Frage scheint mir nicht zu sein: Soll man einen Raster haben oder nicht? Die Frage scheint mir zu sein: Gibt es einen Raster, der uns hilft, etwas zu begreifen?

Wir können ja ein paar der gängigeren Raster ausprobieren und sehen, was sie leisten für das Verständnis unserer Welt und für die Beantwortung der Frage, die wir vorhin offen gelassen haben, der Frage: Warum macht man bei uns den Lehrern, die «zu lieb» mit den Schülern sind, mehr Schwierigkeiten als den Sadisten?

Der vielleicht üblichste Raster heisst «rechts/links». Von dem habe ich ihnen bereits erzählt, wie er auf mich angewandt worden ist. Das Resultat können Sie hier besichtigen. Für die Beantwortung unserer Frage würde das heissen, dass man eben vor allem «linken» Lehrern wie mir Schwierigkeiten macht. Das stimmt natürlich, sobald die Schulpflege den gleichen Raster anwendet. Die einen sanktionieren, der andere leidet nach demselben Denkmuster, und alle sind zufrieden – wobei ich als gutmütiger Mensch allerdings etwas Mühe habe mit der dann übrigbleibenden Gleichung «rechts = sadistisch».

Ein weiterer üblicher Raster ist die Unterscheidung «reformiert/katholisch». Zur Zeit des «Kulturkampfes» etwa, als sich der reformierte und der katholische Geistliche gegenseitig Steine in den Garten schmissen, um den jeweils anderen von der grösseren Gottesnähe der eigenen Religion zu überzeugen, als die reformierten Bauern zu Fronleichnam und die katholischen am Karfreitag Jauche ausführten, ebenfalls in durchaus missionarischem Eifer, da war es wichtig, dass man diesen Unterschied begriffen hatte. Aber heute? Da wird der Raster hervorgeholt, wenn der Papst die Schweiz besucht; einige versuchen damit die politischen Zustände in Nordirland zu erklären; aber sonst gibt er eigentlich nicht viel her, für unsere Frage schon gar nicht. Ich kann mich erinnern, dass es in meiner Bubenzeit hiess, die hohen Ämter bei den Schweizerischen Bundesbahnen seien durchwegs und heimlich mit Katholiken besetzt – ein Umstand, der sich offenbar nicht weiter nachteilig auf die Einhaltung des Fahrplans auswirkte.

Ein Raster, der auch recht oft angewendet wird, heisst «heterosexuell/homosexuell». Auf unsere Frage angewandt: Ein Lehrer, der «zu lieb» zu seinen Kindern ist, ist wahrscheinlich homosexuell, besonders wenn, wie im Fall eines Sonderschullehrers, hauptsächlich Buben in seiner Klasse sitzen. Mich persönlich interessiert diese Unterscheidung nicht heftig. Entscheidend scheint mir zu sein, wie herzlich oder wie freundlich ein Lehrer ist, wie wenig Angst die Kinder vor ihm zu haben brauchen. Und genauso, wie man annehmen kann, dass ein heterosexueller Lehrer nicht pausenlos an der Vergewaltigung seiner Schülerinnen herumstudiert, darf man vermuten, dass der Unterricht eines homosexuellen Lehrers nicht ausschliesslich darauf ausgerichtet ist, seinen Knäblein ans Zipfelchen zu greifen. Der Raster leistet auch sonst herzlich wenig. Was haben Sie von

der Welt vestanden, wenn Sie diese Unterscheidung begriffen haben? In einer Gesellschaft allerdings, in der es darum ging, dass das Geschlecht derer «von und zu» nicht ausstarb, oder in der der jeweils älteste Sohn den Hof übernahm und weitervererbte, war die Unterscheidung offenbar doch wichtig.

Benützer-Kultur und Miteinander-Kultur

Ich möchte Ihnen einen Raster vorschlagen, von dem ich glaube, dass er mehr bringt als die bisher vorgestellten. Wenn ich richtig sehe, gibt es in unserer Welt zwei Kulturen: eine Kultur des Benützens und eine Kultur des Miteinander. (Kultur – das sind für mich nicht verzweifelte Kunstübungen; ich meine damit überhaupt die Art, wie Menschen miteinander umgehen, wobei sie dabei natürlich auch singen oder malen, aber nicht ausschliesslich.)

In der Kultur des Benützens wird alles, was es ausserhalb meiner gibt, aufgefasst als etwas, das ich benützen kann: die Natur, andere Menschen, natürlich vor allem auch die Kinder. Benützen zu erhabenen Zwecken wie dem Sieg des Christentums oder des Kommunismus, zu technischen Zwecken wie der Nutzbarmachung der Rohstoffe, zu persönlichen Zwecken wie Gewinnstreben, Machtstreben oder Erstreben eines guten Selbstgefühls, wobei man einen Zweck immer mit dem nächsterhabeneren Zweck verschleiern kann. Das Resultat: eine ausgelaugte und verdreckte Natur, ausgepumpte und verängstigte Menschen.

Bei der Miteinander-Kultur geht es darum, im Einklang mit der Natur und mit den Menschen um mich herum zu leben, die Natur so ungiftig wie möglich, die Menschen so menschlich wie möglich sein zu lassen, weil man selber ja auch nur Teil eines Ganzen ist. Wenn Sie sich umsehen, werden Sie unschwer erkennen, dass sich die Benützer-Kultur bisher immer durchgesetzt hat, zum Vorteil weniger und zum Schaden vieler, in Ost und West, bei Frau und Mann, bei Ungläubigen und Gläubigen. Oder glauben Sie ernsthaft, dass Kriege angezettelt werden, um den Frieden zu sichern, dass Arbeiter aus Menschenfreundlichkeit entlassen oder Kinder im Interesse einer glücklichen Zukunft unglücklich gemacht werden?

Inmitten dieser Benützer-Kultur gibt es aber Menschen, die sich anders verstehen. Sie sind der Ansicht, dass man sich von einem Goldhamster oder einem Mäusebussard auch anders unterscheiden kann als dadurch, dass man diese übertrumpft. Sie versuchen, dort, wo sie sind, ein Stücklein Miteinander-Kultur zu leben.

Das ist manchmal schwierig, und man handelt sich Schwierigkeiten ein. Und doch denke ich, dass wir gar keine andere Chance haben. Unsere Welt wird ja nicht von allein menschlicher, lebenswerter. Sie wird es nur, wenn wir sie uns gegenseitig und miteinander menschlicher und lebenswerter machen. Oder haben Sie etwa auch den Schneewittchen-Glauben, dass eines Tages alle Traurigkeit und aller Kampf wie ein Apfelschnitz aus den Menschen herauskollern wird? Also, ich selber möchte mich da lieber nicht auf stolpernde Zwerge verlassen, schon gar nicht, wenn diese auf irgendwelchen Präsidenten- oder Generalsekretärsstühlen herumhocken.

Und damit wären wir bei der Beantwortung unserer Frage angelangt: In der Tradition der Benützer-Kultur ist die Schule ein Betrieb. Mit gehorsamen Schülern, zu verabreichenden Lehrstoffen, einzuhaltenden Stundenplänen. Und mit befehlenden, aber ihrerseits abhängigen Lehrpersonen («Lehrpersonal»). Die sind gelegentlich sadistisch und gelegentlich wehleidig, weil sie immer abhängig sind, man kennt das auch aus Hühnerhöfen, Grossraumbüros oder Spitälern. Dass um das Ganze, soweit es die Schule betrifft, recht viel pädagogischer Wind gemacht wird, macht die Sa-

che nicht besser, es trübt nur die Sicht. Die Sicht auf eine ganz einfache Tatsache, nämlich: Mit Freiheit lernt man nur umgehen, indem man Freiheit erlebt – und nicht durch die Lektüre von Schillers «Tell». Menschlichkeit breitet sich nur aus, indem man Menschlichkeit erlebt, indem man erlebt, dass diese Menschlichkeit auch in der Schule wichtiger ist als Stundenpläne, Stoffpläne oder Rangordnungen – und nicht durch das allmorgendliche Besprechen des Sinnspruches auf dem Kalenderzettel. So einfach ist das. Und so schwer, denn jeder Lehrer, der versucht, auch hier ein Stücklein Miteinander-Kultur zu leben, wird erfahren, wie man ihn in das Schema der Benützer-Kultur, in den ungestörten Schul-Betrieb zurückzupressen versucht.

Das Benützen hat nämlich eine Kehrseite: das Geschundenwerden. So wie sich die Benützerkultur durchgesetzt hat, haben wir uns ans Geschundenwerden gewöhnt, so sehr gewöhnt, dass die Schinder allgemein weniger auffallen als die Nicht-Schinder.

Und wie hält man diesen Druck aus? Natürlich schlecht. Viele Lehrer geben ihm nach und resignieren. Sie ziehen ihre seelische Energie aus der Schule ab und verlegen sie aufs Klavier- oder Tennisspiel oder auf die Gartenpflege. Andere strampeln sich ab, geben dem Druck einmal mehr nach, einmal weniger, haben einmal weniger Schwierigkeiten, einmal mehr, und immer, wenn es ihnen gelingt, auch in ihrem Beruf ein bisschen «Miteinander» zu erleben, sind sie auch in ihrem Beruf ein bisschen glücklich, und ihre Schüler auch. Diese sind es, die unsere Unterstützung brauchen. Je stärker sie sind, desto weniger brauchen sie dem Druck nachzugeben.

Solidarität unter Benützten – das Beispiel von Frauen

Erinnern Sie sich? Als Liliane Uchtenhagen nicht in den Bundesrat gewählt wurde, gab es unter unzähligen Frauen über alle Parteigruppen hinweg ein gemeinsames Gefühl: Das ist eine Ungerechtigkeit. Was da plötzlich für Kriterien zur Anwendung kommen, wenn eine Frau in die Landesregierung gewählt werden soll! (Das dachten übrigens auch viele Männer.) Für mich war es das erstemal, dass ich das landesweit erlebte, aber im kleineren Rahmen ist es mir hin und wieder aufgefallen: Frauen können oft in kürzester Zeit eine Gemeinsamkeit herstellen. «Du bist ja auch eine, die weiss, was es bedeutet, eine Frau zu sein.» Und was bedeutet es? Es bedeutet oft genug, nicht ganz ernst genommen und oft genug – eben – benützt zu werden. Ich brauche das nicht weiter auszuführen, da wissen Sie weit besser Bescheid als ich. Aber diese Solidarität unter Nicht-ganz-Ernstgenommenen, Benützten, halte ich, wenn sie entsteht, für einen guten Anfang, für ein Stücklein «Miteinander» mitten in der Benützerkultur.

Solidarität unter Benützten – das ist etwas, das ich recht früh verstanden habe. Gerade weil mir die Embracher Schulpflege immer wieder Schwierigkeiten gemacht hat, habe ich gelernt, dass der Unterschied zwischen mir und meinen Sonderklässlern gar nicht so gross ist, wie er auf den ersten Blick ausschaut, dass ich also eigentlich einer Selbsttäuschung unterliege, wenn ich meine Schüler benütze, um ein «guter Lehrer» zu sein, einer, der nicht «zu lieb» mit den Kindern ist. Die Folge waren mutigere und oft auch fröhlichere Schüler, die sich nicht mehr alles gefallen liessen und heute sicher mehr von ihrem Leben haben als früher. Das ist nicht so sehr mein Verdienst als, wie gesagt, das der Embracher Schulpflege.

Was geschieht, wenn sich alle Benützten weigern, ihrerseits andere Menschen zu benützen, ist kaum auszudenken. Doch, es ist mit Lust, mit Freude auszudenken.

■